

Atelier, Analogie, altneu

Autor(en): **Šik, Mirošlav**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): - **(2005)**

Heft 14

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-919256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Atelier, Analogie, altneu

Meine Lehre basiert zum Teil auf Erfahrungen, die ich in den Achziger Jahren des 20. Jahrhunderts im «Analogen Atelier» an der *ETH* gesammelt habe. Viele exzellente schweizerische Architekten der Gegenwart haben das Handwerk *analog* gelernt: Die Auseinandersetzung mit Stadt und Ort, die Suche nach spezifischer Stimmung und die realistische Darstellung gehören heute fast zum Allgemeingut. Somit war es für mich naheliegend, an dieser Konzeption auch als Professor weiterzuarbeiten. Die nachfolgende Triade *Atelier-Analogie-altneu* vereinfacht die Zusammenhänge, die konkrete Rolle der Betreuenden und der Betreuten wird nur abstrakt dargestellt.

Atelier als Unterrichtsform

Das *Atelier* stellt zuerst eine solidarische Gemeinschaft dar. Für die Dauer eines Semesters befindet man sich mit anderen Studierenden in einem Boot. Wer hier die Regeln der gegenseitigen Hilfe und Einfühlung befolgt, wird von den Vergleichs- und Lernmöglichkeiten profitieren. Das *Atelier* funktioniert nicht als Universitätsklasse, es erfordert einen festen und als Werkstatt ausgestatteten Ort, die Einhaltung kollektiver Praktiken, die aktive Anwesenheit an Entwurfstagen, die Umsetzung des vorgegebenen Programms und die kreative Anwendung der spezifischen Entwurfsmethode. Sobald man aus ideologischen Gründen über diese Vorgaben des *Ateliers* stolpert, bleibt man inmitten der temporär Eingeschworenen vereinsamt und auf sich selbst angewiesen. Umgekehrt vermag ein gut funktionierendes *Atelier* die Studierenden zu Extraleistungen anzustacheln. Sie kommen aus ihrem egoistischen Gehäuse heraus, tauschen Erkenntnisse aus und kooperieren bei den praktischen und technischen Problemen. Über mehrere Semester eingeschriebene Studierende, sogenannte «Old Boys», verhelfen dem *Atelier* zu dynamischem und nonkonformem «tutoring». Die informelle Vernetzung und Kooperation der Studierenden sind genau so unabdingbare Voraussetzungen eines guten *Ateliers* wie das leidenschaftliche Engagement der Betreuer ohne Stil- und Geschmacksvorurteile.

Doch bildet das *Atelier* auch eine kompetitive Gemeinschaft, wobei wir unter kompetitiv den Wettkampf der Ideen und ihrer Durcharbeitung und keinesfalls das erfolgsorientierte Aufeinanderprallen verstehen. Gerade die starke Anwesenheit im *Atelier* und an den Kritiken ermöglicht es dem Studierenden, das eigene Projekt an anderen Projekten zu messen. Hierbei spielt neben der echten Originalität auch die Durcharbeitung und Visualisierung der Entwurfsidee eine entscheidende Rolle. Im Verlaufe des Semesters wird die Rangfolge der Entwurfsideen mehrfach umgestellt. Einige Ideen glänzen an der ersten *Collage-Kritik* und werden in der Phase der Architektonisierung trivial ausfallen, genau so wie anfänglich unspektakuläre Ideen sich zu schlichten und angemessenen

Lösungen mausern. Doch kann beinahe aus jeder Idee durch Umformung und Anpassung etwas Adäquates entstehen. Oft nimmt der Lehrkörper in schwächlich präsentierten Ideen ein grosses Wachstumspotential wahr und verhilft mit seinen Ideen zum glanzvollen Resultat. Diese fremdgesteuerte Exzellenz tut niemandem weh. Dem Unbegabten verhilft das zum einmaligen und zufälligen Geschenk, den Begabten feuert es zur Nachahmung an.

Ohne jeden Zweifel ist das *Atelier* auch eine Gemeinschaft mit Autorität. Was als starke Idee und was als banal und *déjà vu* gilt, entscheidet im *Atelier* der Professor, sekundiert von seinen Assistenten. Dadurch entsteht eine Entwurfsklasse mit Tendenz und Präferenzen, welche «andere» Ideen nicht massgeschneidert und wachstumsfördernd betreuen kann. Architektur fusst auf keiner allgemeinen, sondern auf einer sehr spezifischen und tendenziellen Basis. Sie kann daher auch nur spezifisch und tendenziell unterrichtet werden. Der Professor teilt dann wertvolle Bewertungen aus, wenn das studentische Projekt sich in der spezifischen Bandbreite bewegt, die der Professor in der Praxis als selbstständiger Architekt mit Herzblut ausfüllt. Ein versierter Lehrer wird exzellente, jedoch «fremde» Entwürfe nie allzu schlecht bewerten. Schliesslich benotet er nicht nur das Spezifische, sondern auch die Kohärenz der Umsetzung und die Kraft der Präsentation. Man darf im *Atelier* keine höheren Freiheitsgrade als in der Praxis erlauben, weil sonst eine akademische Narrenfreiheit waltet. Nur Kreativität, welche sich im engen und umkämpften Rahmen entfaltet, wird kraftvoll und imposant. Es liegt im Interesse der Exzellenz, maximale Anforderungen und eine Einengung des Spielfelds durch praktische Vorschriften zu fordern und fördern. Auch ein Verzicht auf exotische und trendige Aufgaben ohne Parzelle und Programm ist zu empfehlen. Sobald der Bauort im lokalen Kontext liegt und das Bauprogramm konventionell ist, steigt nämlich jedermanns Vergleichs- und Bewertungskompetenz. So erklärt sich unser jahrelanges Festhalten an Aufgaben im Zürcher Kontext.

Die Studierenden müssen im Verlauf und am Ende des Semesters über ihre Exzellenz ins Bild gesetzt werden. Auch eine Jury kann diese Bewertung vollziehen, sofern sie den spezifischen Rahmen des *Ateliers* akzeptiert. Stilistische Abweichungen von der Tendenz toleriert der Professor eher im Semester als beim Diplom. Bei der Abschlussarbeit tritt auch sein *Atelier* an die Öffentlichkeit, die internen Experimente müssen sich an anderen Resultaten messen. Verständlicherweise wird hier die professorale Kritik sehr selektiv und fordernd.

Scheitert ein Student in einem *Atelier*, so kann er damit trotzdem einen Sieg davontragen. An der spezifischen Tendenz eines *Ateliers* hat sich vielleicht stotternd und schmerzhaft die eigene Tendenz des Studierenden zu entfalten begonnen. Auch in diesem Sinne ist der Dirigismus eines *Ateliers* positiv zu bewerten. Schliesslich gibt es unzählige Beispiele dafür, wie sich innovative

Tendenzen erst dann richtig zu entfalten begannen, nachdem sie in einem Tendenzatelier regelrecht verkannt wurden. «La querelle des anciens et des nouveaux» setzt das Durchsetzungsvermögen der Neuen genauso wie das Standvermögen der Alten voraus.

Analogie als Entwurfsmethode

In langsamen Schritten lernt man, die Architektur als etwas Ganzheitliches zu entwerfen. Zu den typischen Merkmalen von Dilettanten gehört deren additive Zuordnung von Fassade, Grundriss und Schnitt, von Raumkörper und Baukörper, von Architektur und Konstruktion. Ganz zu schweigen von den Mängeln im funktionalen und baurechtlichen Bereich, die man im Namen der «reinen Architektur» in Kauf nimmt. Bis Architekturraum mit gut möblierbarer Stellfläche, knapper Verkehrsfläche und günstiger Konstruktionsfläche korrespondiert, bis der Mehrwert der Architektur so gut im Gebrauchswert versteckt ist, dass ihn jede Bauherrschaft für objektiv und angemessen hält, braucht es viele Versuche und viele Misserfolge. Und noch länger dauert es, bis man die elegante Lösung erlernt hat, nämlich allereinfachste Massnahmen mit maximalem Effekt zu gestalten.

In der Schule bringt man die Studierenden dazu, das verbale und imaginative Bild im Kopf in baubare Architektur umzusetzen. Oft begeistert sich der Dilettant an poetischen Begriffen, die durch Architektur gar nicht zu realisieren sind. Man ist gut beraten, einem allzu rhetorisch begabten Studierenden sehr kritisch auf die Finger zu schauen. Fast die Hälfte der Studierenden haben keine Vokation für Stadt- und Architekturraum und landen nach dem Studium gar nicht im Architekturberuf selbst, sondern in assoziierten medialen, kunsthistorischen oder technischen Berufen. So lange wir am Primat der berufsspezifischen Ausbildung zum Architekten festhalten, so lange ist jede Ausweitung der Ausbildung in kunsthistorische oder bautechnologische Bereiche mit Vehemenz abzulehnen.

Im Weiteren hat die Schule die Aufgabe, den Zusammenhang zwischen Raum und Stimmung auf der einen Seite und den analytischen Umsetzungen in Grundriss, Schnitt, Fassade und konstruktive Details andererseits herzustellen. Wie viele «dynamische» Grundrisse und «schnittige» Schnitte sind im Gebauten gar nicht wahrzunehmen oder führen zu ganz anderen Räumen als sie sich der Studierende vorstellt? Und wie viele Bilder werden nachträglich durch eine allzu pragmatische Konstruktion zerstört?

An dieser Stelle kommt das Mittel der *Analogie* ins Spiel. Sie führt den Studierenden dazu, Architektur durch Nachahmung und durch Mischen von gebauter Architektur zu erlernen. Schon der allererste Schritt, die Collage von Refe-



Vesna Brandestini, Collage nach zwei Wochen Bearbeitung, Zürich, 2004.



Vesna Brandestini, Schlussbild nach vierzehn Wochen Bearbeitung, Zürich, 2004.

renzen, eingebettet in einen wahren Ort, zeigt Stadt, Raum und Stimmung in angemessener Weise. Selbstverständlich wird der erfahrene Entwerfer Bilder stets durch Grundriss und Schnitt kontrollieren, denn er weiss ja über die trügerische Wirkung der dreidimensionalen Darstellung Bescheid.

Auch in der darauffolgenden Phase der Architektonisierung der Collage kommt der dreidimensionalen Entwurfsweise eine zentrale Rolle zu. Die schon proklamierte Nähe zum Realismus als Umsetzung von Bildern in brauchbare Nutz- und Stellflächen, Funktionsabläufe und Konstruktion führt im Verlaufe der weiteren Arbeit sehr oft zum Bildverlust. Wer in dieser Phase aus Mangel an technischer Kompetenz unreflektiert Ingenieure und Spezialisten an der Architekturform gestalten lässt, verliert deren starke Gestalt und bekommt einen pragmatischen Formhaufen. Daher bilden sowohl die «gebaute Form», als auch die gestaltete Konstruktion und Technik zentrale Anliegen des Entwurfes.

Dreidimensional kann man auch im grossen Modell entwerfen. Doch geht als Folge der noch sehr vorsintflutlichen Modelltechnik alles Konkrete und Kleinmassstäbliche verloren, bei gleichzeitiger Überbetonung der Raum- und Tragstruktur. Umgekehrt eignet sich eine Perspektive im Format DIN A0 als Entwurfsinstrument sehr gut für die Darstellung von Stadtraum, Licht und Stimmung, kann jedoch alles Systematische und das absolute Mass nicht kontrollieren. Hierzu benötigt man Detaildarstellungen, genau so wie Axonometrien der Trag- und Infrastruktur. Im *altneuen Atelier* kam zu den dreidimensionalen Darstellungen in Farbe mit der Zeit der Fassadenschnitt im Massstab 1:20, und später noch das Konstruktionsblatt mit vier Schwerpunkten und die Möblierrungs- und Flexibilitätsvariante im Massstab 1:50. Dafür verkümmerte leider das Modell, das einst als Paradestück der *Analogen* gegolten hatte.

In der dritten und letzten Phase wird das Projekt ganzheitlich als Information und als Suggestion dargestellt. Der Anfänger teilt stets seine Entwurfskräfte falsch ein, so dass ihm am Schluss die Kraft für eine intensive Darstellung seiner Architektur fehlt. Er überbewertet die Sicht des Entwerfenden und bevorzugt die Darstellung irgendeiner «Insider-Kultur». Im *Atelier* dient die Darstellung einem kollektiven Vergleich und folgt einem einheitlichen Layout. Allzu individuelle Eskapaden in der Darstellung verschleiern bewusst einen Mangel in der Durcharbeitung und erheischen einen billigen Effekt auf Kosten der anderen Projekte.

Das analoge Atelier hat einst eine eigene «Dirty-Realism» Darstellung kreiert, ähnlich den Filmen von Jim Jarmusch und Wim Wenders aus den Achziger Jahren des 20. Jahrhunderts, mit «sepia black» und «smog white», mit viel Schatten, Gewitterwolken und Patina. Inzwischen hat sich unter der altneuen Ägide vieles in die Ebene des Schlichten und Gewöhnlichen verschoben. Die

Effekte von Chiaroscuro und Farbe entsprechen irgendeiner sehr präzisen Jahres- und Tageszeit. Nach wie vor fehlen die Menschenmassen und viele Details des Strassenbaus. Die CAD-Darstellung ersetzt die Handtechnik mit Jaxonkreiden und Farbstiften, weil die Darstellung im Endeffekt nur als Mittel zum Bauen funktioniert und daher stets den neuen Bedürfnissen anzupassen ist. Im Übrigen war die alte Technik für das Stadtbild besser geeignet als für die Darstellung des Innenraumes. Die Grenze zum zeitgenössischen, hyperrealistischen Rendering professioneller Darsteller ist fließend und stets neu zu definieren.

Es ist unwichtig, welcher Geschmack der ganzheitlichen Darstellung innewohnt. Eines Tages wird der Studierende das spezifische *Atelier* verlassen, seinen eigenen Weg der ganzheitlichen und effektvollen Darstellung finden. In der Schule führt man ihm lediglich vor, dass sich die ganzheitliche Sicht trotz enormer Anstrengung auszahlt. Die *analoge Entwurfsmethode* hat die Anforderungen an die ganzheitliche Durcharbeitung und Darstellung einer Entwurfs-idee kontinuierlich gesteigert. Sicherlich stösst man inzwischen sowohl bei der Zusammenarbeit mit Konstruktion und Tragkonstruktion, als auch in den quantitativen Anforderungen der Darstellung an objektive Grenzen der studentischen Kapazität. Doch wer, wenn nicht die Jungen, kann noch Berge versetzen?

Altneu als Tendenz

Als erstes fühlt man sich dem Spezifischen des Ortes verpflichtet. Nicht bloss Topographie und Himmelsrichtung, sondern die lokale Architektur als Stadtteil, Bautyp und Stimmung wird als Tradition gesehen, an die es anzuknüpfen gilt. Mag das neue Bauprogramm noch so fremd und gross erscheinen, es gibt stets Wege, es massstäblich und nach der Stimmung zu integrieren. Was nützt dieses Ensemble-Postulat dem Studierenden? Wahrscheinlich erlernt er eine sensible Wahrnehmung der Architektur, welche weit über eine spontane *Prima Lettura* Leseart hinausgeht. Die gebaute Stadt hört auf, Stil, Denkmal und Archäologie zu sein und füllt sich mit dem spezifischen Habitus des Bauens und Lebens. Viele, die *analoges* und *altneues* Handwerk gelernt hatten, haben die bekannten tendenziellen Referenzen verlassen und eine eigene Traditionslinie entdeckt.

Zu *Altneu* als «andere Moderne» gehören Namen wie Gunnar Asplund, Hans Döllgast und Ignazio Gardella und somit auch die Suche nach einer gewissen Verfremdung und Vermischung von Tradition und Moderne. Sinngemäss erwartet man vom Studierenden ein gewisses Raffinement der Mittel, einen poetischen Überraschungsmoment und eine dialogische Revitalisierung des doppelten Erbes. Das mag zwar einen Mehrwert produzieren, den das breite

Publikum zunächst nicht finanzieren will, um ihn dann *a posteriori* und mit einem fast übertriebenen Wohlwollen und Sentiment zu rezipieren. Doch gehört eben zur jeweiligen Exzellenz eines Werkes auch dessen Verpflichtung auf innerarchitektonische Werte, sprich auf Werte der Architektur der Architekten und *für* Architekten. Und zu diesen Werten hat die entwerferische Eloquenz allemal gehört.

Altneue Architektur nimmt sich auch der Fortsetzung der moderaten Wohnreform mit zeitgenössischen Mitteln an. Dass die Qualität der Stadt als Mittel- und Wohnstadt zu erhöhen ist, dass eine Standard-Wohnung viel vom Komfort eines Bürgerhauses und einiges von der alternativen Wohnlichkeit aufzunehmen hat, und dass «solide» und «langlebig» nach wie vor qualitätsvolle Prädikate der Architektur sind, stellt evolutive und reformistische Werte dar, mit denen man den Studierenden konfrontiert. Im «coolen» und «globalen» Zeitalter scheint dies anachronistisch. Doch belegt das kleine Segment, in dem *altneue* Architektur realisiert wird, dass der Wohnreform nicht jegliche Legitimität fehlt.

Eine Meisterklasse?

Die Triade *Atelier-Analogie-altneu* macht deutlich, dass ich keine «Meisterklasse» führe. Die Vermittlung der Architektur geschieht weder durch Nachahmung meiner Architektur, noch durch eine fixe mehrsemestrige Präsenz in meinem Atelier. Selbstverständlich akzeptiere ich nicht jede Architektur, doch bleibt die Bandbreite sehr gross und die Referenzen ändern sich dauernd mit den neuen Generationen. Schliesslich stellt der Kern meiner traditionalistischen Stadt- und Architektursicht nicht einen Baustil dar, sondern die tiefe Sehnsucht nach Qualität als bauliche Harmonisierung, eben nach Ensemble. Und dieses Ensemble kann man auf unendlich viele Arten gestalten. Fast alles kann man verheiraten. Einiges sicherlich.